

Eitan Grossman, Stéphane Polis, Andréas Stauder & Jean Winand (Hrsgg.), *On Forms and Functions: Studies in Ancient Egyptian Grammar*, *Lingua Aegyptia – Studia Monographica* 15, Hamburg: Widmaier 2014 (ISBN 978-3-943955-15-6, 370 Seiten, € 59), besprochen von Carsten Peust.

Dieser Band versammelt zehn Aufsätze zur ägyptologischen Linguistik, die auf einen 2011 in Liège unter dem Motto „New directions in Egyptian syntax“ veranstalteten Workshop zurückgehen. Da die schließlich gelieferten Beiträge sich aber nicht auf syntaktische Fragen beschränkten, wurde dem Sammelband ein allgemeinerer Titel gegeben. Mehr als die Hälfte der Beitragenden kann der jüngeren Generation ägyptologischer Linguisten zugerechnet werden. Die Aufsätze sind nach Autorennamen sortiert und werden hier auch so besprochen.

Mark COLLIER, „Antiphrastic questions with *lst* and *ls* in Late Egyptian“, behandelt neuägyptische Fragesätze, die durch eine der Partikeln *jsṯ* oder *js* eingeleitet werden, wobei er es in der Schwebe lässt, worin der Unterschied zwischen beiden besteht (seine Anm. 1). Sie scheinen tatsächlich praktisch dieselbe Funktion zu haben, dennoch kann es sich kaum um bloße orthographische Varianten handeln.

Es ist schon früher bekannt gewesen, dass *js(t)* etwas mit rhetorischen Fragen zu tun hat. Auch wenn Collier diese Funktionsbeschreibung für nicht ganz zutreffend hält (S. 10), sehe ich durch ihn bestätigt, dass durch *js(t)* eingeleitete Fragen immer rhetorische sind in dem Sinne, dass sie keine Antwort des Hörers erwarten. In Colliers Terminologie leitet *js(t)* „closed questions“ (= gelöste Fragen) ein, wobei der Sprecher unterstellt, dass die in Frage gestellte Proposition mit „nein“ zu beantworten sei, und den Hörer damit zur Annahme der entgegengesetzten Proposition ermuntert. In vielen Sprachen gibt es Partikeln mit einer vergleichbaren Funktion, so deutsch *etwa*, lateinisch *num*, russisch *разве*, spanisch *acaso*, während andere Sprachen wie das Englische kein eindeutiges Mittel dafür haben.

Vielleicht ist dies der Grund dafür, dass Collier die aus meiner Sicht recht einfache Funktionsbeschreibung von *js(t)* in großer Breite demonstriert. Fast alle verfügbaren neuägyptischen Beispiele werden in extenso durchgesprochen und detailliert erklärt, warum der Sprecher jeweils eine negative Antwort suggeriert und in welche Richtung er die Gedanken des Adressaten lenken möchte. Er beginnt mit einfachen Fällen wie *js bn jnk p<sup>3</sup>=k jtj* „bin ich etwa nicht dein Vater?“ = „ich bin doch dein Vater, also verhalte dich entsprechend!“ (#1) und kommt dann zu Beispielen in komplizierteren Kontexten.

Einzelne der Übersetzungen enthalten Fehler, welche jedoch die Gesamtaussage Colliers nicht beeinträchtigen: #2 lies *p<sup>3</sup>i* „getan haben“; #25 lies „könnt ihr etwa nicht in eurem Herzen sagen ...“ mit *{r}-dd* wie in #26; #46: *3bd 2 r n<sup>3</sup>* heißt nicht „2 months ago“, sondern „last month“. Unter dem Einfluss der unpublizierten Dissertation von Stéphane Polis erscheinen in den Übersetzungen ungewohnt viele Modalverben, was ich jetzt nicht bewerten kann.

Wenn auf *js(t)* ein Satzgefüge aus Perfekt I + sequentiellem *jw* folgt, so steht, wie ich meine, die gesamte Sequenz unter dem Skopus von *js* wie in Colliers #31: *js h<sup>3</sup>b=tn n=j hr=sn jw=j hr tm d<sub>i</sub>.t=w n=t* „ist es etwa der Fall, [dass ihr mir über sie geschrieben

und ich sie dir nicht gegeben hätte?].“ Collier übersetzt die Stelle ebenso, erklärt sie aber falsch. Ein Skopus über ein ganzes Satzgefüge findet sich auch bei Verbindungen mit dem Konjunktiv (wie #27) und bei Abfolgen aus Nebensatz + Hauptsatz (wie #49, dort von Collier richtig erklärt).

Die Etymologie der Partikel *js(t)* ist unbekannt. Ich möchte erwägen, dass sie vielleicht auf eine dem Fragesatz vorangestellte Negation *n js* zurückgeht, deren *n* ausgefallen wäre.

Todd J. GILLEN, „Ramesside registers of égyptien de tradition: The Medinet Habu inscriptions“ versucht in den historischen Inschriften Ramses' III. aus Medinet Habu zwei „registers“ (= Textsorten) zu unterscheiden, nämlich *eulogy* und *recount*. Beide seien durch jeweils typische grammatische Muster charakterisiert: Die *eulogy* durch viele non-verbale Konstruktionen sowie den Gebrauch von parallelismus membrorum oder thought couplets; auch Kartuschen (das heißt also doch: Königsnamen) seien diagnostisch für die *eulogy*. Der *recount* enthalte demgegenüber viele Verbalformen mit Vergangenheitsbedeutung. Etwas interessanter klingt die Behauptung bezüglich des *recount*, dass „the grammatical repertoire is much less conservative in nature than was observed for the eulogy register“ (S. 68), die aber leider nicht weiter substantiiert wird. Die Graphiken (S. 75f.), die die Verteilung beider „register“ dokumentieren, offenbaren ein völlig regelloses Durcheinander beider Textsorten innerhalb des untersuchten Korpus, und die Register korrelieren auch nicht mit irgendwelchen äußeren Faktoren wie dem Anbringungsort der Texte oder ähnlichem. Ich bin daher skeptisch, ob „a mix of registers is deployed as a rhetorical strategy“ (S. 73), d.h. ob diese postulierten Register wirklich von den Ägyptern bewusst als literarische Mittel eingesetzt wurden.

Man mag sicher versuchen, laufende Texte in unterschiedliche Textsorten zu segmentieren, wie es auch schon andere getan haben. Einschlägig ist die Unterscheidung von „Erzählung“ und „Rede“ in neuägyptischen Erzählungen durch Hintze (1952); oder es ist – noch näher an Gillens Kategorien – im Sinuhe des öfteren der stilistisch herausstechende „Hymnus“ innerhalb der umgebenden „Erzählung“ bemerkt worden (z.B. Grapow 1952: 31). Dabei wird man sicher auch immer eine gewisse statistische Korrelation solcher Textsorten mit grammatischen Ausdrucksmitteln aufzeigen können. Dennoch ist mir der Nutzen dieses Konzepts nicht recht klar, solange keine Methode angeboten wird, wie man konkurrierende Vorschläge zur Textsortenunterscheidung einigermaßen objektiv bewerten und vergleichen könnte.

Eitan GROSSMAN, Guillaume LESCUYER & Stéphane POLIS, „Contexts and inferences. The grammaticalization of the Later Egyptian allative future“ verfolgen die Entstehung des gemeinhin als Futur I bezeichneten Tempus im Verlaufe des Jüngeren Ägyptisch. Erste Beispiele einer Konstruktion *sw m n'cy r sdm* treten gegen Ende des Neuen Reiches auf, die zwar zur Not noch wörtlich interpretiert werden könnten („er geht, um zu hören“), jedoch eher eine Interpretation als *imminent future* nahelegen („er ist im Begriff zu hören“), was gemäß den Autoren einen für den Prozess der Grammatikalisierung wesentlichen „bridging context“ erzeugt. Diese – wenigen – frühen Beispiele haben alle ein personales Subjekt (S. 100). Auf S. 101–105 zeigen die Autoren anhand bisher wenig beachteter Belege, dass im Neuägyptischen noch eine andere Konstruktion *šm r sdm* auf dem Weg dazu

war, sich zu einem *imminent future* zu entwickeln, sich jedoch in der weiteren Sprachgeschichte nicht durchgesetzt hat. Nicht erwähnt wird ein isolierter, viel früherer Beleg aus den Reden und Rufen des Mittleren Reiches, in dem nach Guglielmi (1973: 125f.) möglicherweise schon das Verb *n̄i* mit futurischer Nuance verwendet wird (auch dort mit personalelem Subjekt).

Im Demotischen bleibt das Futur 1 anfangs noch unüblich, bevor es in der späteren Phase eine größere Verbreitung erreicht. Die Autoren, die möglichst sämtliche verfügbaren Belege heranziehen, zeichnen die syntaktischen Umgebungen und die Semantik des neuentstandenen Tempus detailliert nach. Als wichtigstes Ergebnis wird konstatiert, dass die Lesart des Futur 1 „intentional“ ist, während die Funktion des mit ihm konkurrierenden Futur 3 „predictive“ ist (S. 116f.). In meinen Worten bedeutet also *sw n̄y r sdm* „er hat vor zu hören“, hingegen *jw=f r sdm* „er wird voraussichtlich hören“. Auch im Demotischen steht das Futur 1 folgerichtig fast nur mit personalelem Subjekt, und besonders häufig kommt es in implizit oder explizit konditionalen Strukturen vor, da diese tendenziell eine intentionale Lesart unterstellen: *p̄3 ntj n̄y fd̄i t̄y wšd.t* „wer immer dieses Graffito auslösen wird (d.h.: auszulöschen beabsichtigt), ...“ (#58).

Wie weiter gezeigt wird, verliert das Futur 1 dann aber im Koptischen seine semantischen Restriktionen und folgerichtig auch die Beschränkung auf personale Subjekte und dringt in die Funktionen ein, die zuvor das Futur 3 innehatte. Welcher Funktionsunterschied innerhalb des Koptischen zwischen dem Futur 1 und dem immer noch gebräuchlichen Futur 3 verbleibt, wurde bisher am besten für das Bohairische von Shisha-Halevy (2007: 178–209) beschrieben, während für das Sahidische trotz des Vorliegens einer Monographie zum Thema (Wilson 1970) unser Kenntnisstand noch unzureichend ist.

Ein negiertes Futur 1 kommt im Demotischen nur ganz selten vor (S. 115f.), was auch in gewissen koptischen Texten noch nachwirkt (S. 123f.). Die Ablösung des Futur 3 durch das Futur 1 erfolgt im negierten Fall also mit Verzögerung, ein weiterer Beleg für das im Ägyptischen und andernorts wohlbekannte Phänomen, dass eine verbale Kategorie oft zuerst in positivem Kontext ersetzt wird, in der Kombination mit einer Negation aber noch länger überlebt (Beispiele bei Loprieno 1991: 201f.). In den meisten Varietäten des Koptischen bildet das Futur 1 aber schließlich doch ein negatives Korrelat heraus.

Während ich den Hauptthesen dieses sehr lehrreichen Artikels nur zustimmen kann, bleiben Randthemen, die ich anders beurteilen würde. Dies betrifft die von den Autoren vertretene These, dass die Schreibung versus Nichtschreibung der Präposition (*n̄y r sdm* vs. *n̄y sdm*) mehr als ein graphisches Phänomen sei, dass also zwei verschiedene linguistische Strukturen zugrundelägen, zwischen denen jedoch kein Bedeutungsunterschied plausibel gemacht wird (S. 98f., 102, 109). Das Fehlen von Präpositionen ist ein für das gesamte Jüngere Ägyptisch in ganz verschiedenen Kontexten charakteristisches Phänomen, das in einem größeren Rahmen zu untersuchen wäre. Hier fallen offenbar Erscheinungen unterschiedlicher Natur zusammen: Teils kann eine reale sprachliche Erscheinung vorliegen, nämlich da wo die Präposition auch im Koptischen nicht mehr erscheint wie im Präsens 1 und im Futur 1. Teils muss eine bloß graphische Unterdrückung angenommen werden wie in späten Personennamen, die im Ägyptischen oft ohne, griechisch konsequent mit Präposition geschrieben werden: *P̄3-šrj-(n)-Jmnw* = Ψεναμουνις und ähnliche

Beispiele (Belege z.B. in Lüddeckens *et al.* 2000), oder auch in Ortsnamen wie  $T^3\text{-}^c b.t\text{-}(n)\text{-}j s.t = \tau\alpha\beta\epsilon\eta\eta\sigma\epsilon = \text{modern } \textit{Tafnīs}$ . Zum Ausfall der Präposition *r* vgl. auch noch S. 222f. im selben Band.

Für undenkbar halte ich es auch, dass die Personalendungen *.k* und *.t* an demotischen Stativformen nicht mehr gesprochen worden, sondern nur eine Art Stativ-Klassifikator gewesen sein sollten (S. 119, 121), zumal Relikte dieser Suffixe bekanntlich noch im Koptischen fortleben.

Am Schluss noch eine Hypothese meinerseits zum morphologischen Status des Futurauxiliars. Wie die Autoren klar darlegen (S. 120), liegt das Auxiliar ursprünglich in einer Infinitivkonstruktion vor ( $m n^c i.t$ ), die jedoch im Demotischen als Stativ reinterpretiert wurde oder werden konnte, wie fallweise verwendete Personalendungen zeigen. Den Grund vermute ich darin, dass das Verb als Auxiliar in eine vortonige Stellung geriet und der Nichttonvokal in der Umgebung des  $^c$  zu einem indistinkten */a/* nivelliert wurde. Dadurch waren die Sprecher nicht mehr in der Lage, anhand der Vokalisation die morphologische Kategorie zu erkennen, was zu einer Reinterpretation einladen konnte.

Als einen besonders eigenartigen typologischen Zug des Ägyptischen habe ich immer das Fehlen direkter Entsprechungen zu den meisten unserer Modalverben empfunden, eine Eigenschaft, die auch gewisse andere antike Sprachen wie das Akkadische und Sumerische charakterisiert. So fehlt auch für „müssen“ eine evidente ägyptische Entsprechung; nur für Spezialfälle kann man Pendants anführen wie die Konstruktion *n* + Infinitiv, die oft als „der ... werden muss“ zu übersetzen ist (Gunn 2012: Kapitel 30).

Wie der Beitrag von Matthias MÜLLER, „Expressing necessity in Sahidic Coptic“, demonstriert, besitzt im krassen Gegensatz dazu das Koptische eine beträchtliche Anzahl von Konstruktionen – teils nativen und teils griechischen Ursprungs – zum Ausdruck der „necessity“ etwa im Sinne von „müssen“. Müller beginnt mit einem Überblick über die zahlreichen diesbezüglichen Ausdrücke im Sahidischen und in anderen Dialekten, ohne in der Kürze den Versuch einer funktionalen Differenzierung machen zu können. Es wird deutlich, dass die koptischen Dialekte sich in ihren Mitteln zum Ausdruck der Notwendigkeit markant unterscheiden.

Im Hauptteil seines Artikels fokussiert er sich dann auf die mit  $\gamma\alpha\pi\epsilon$  gebildeten Ausdrücke im Sahidischen, die in diesem Dialekt besonders häufig und für diesen Dialekt charakteristisch sind. Die Konstruktionsweise ist zumeist  $\gamma\alpha\pi\epsilon (\pi\epsilon)$  + Infinitiv oder konjugierter Infinitiv; nur ganz marginal kommen weitere Muster vor (S. 163f.). Müller bringt zahlreiche Beispiele, die die verschiedenen syntaktischen Kontexte demonstrieren, also welche Varianten von Infinitivkonstruktionen folgen können, inwieweit die  $\gamma\alpha\pi\epsilon$ -Konstruktion ihrerseits eingebettet werden kann, und welche Partikeln zwischen  $\gamma\alpha\pi\epsilon$  und den Infinitiv treten können.

Müller stützt sich stark auf die Bibel und andere aus dem Griechischen übersetzte literarische Texte und betrachtet deren Sprache offenbar uneingeschränkt als Quelle für authentisches Koptisch. (Zu seiner Haltung in dieser Frage vgl. auch Müller 2011: 253f.) Auch wenn die koptische Bibelübersetzung gemeinhin als gut gilt, ist durchaus damit zu rechnen, dass im Zweifelsfall einer dem Original möglichst wörtlich entsprechenden

grammatischen Konstruktion der Vorzug gegeben wurde. Nachdenklich macht etwa die Untersuchung von Hasznos (2012), die zumindest für Finalkonstruktionen einen deutlichen Einfluss des Originals auf die Syntax koptischer Übersetzungen nachweisen kann, oder die in die gleiche Richtung weisenden Beobachtungen von Feder (2006). Es wäre daher interessant gewesen, den Belegstellen jeweils auch das griechische Original beizufügen und strukturelle Übereinstimmungen oder Unterschiede zu thematisieren. Zugegebenermaßen hätte dies eine aufwändige textkritische Dimension in die Untersuchung hineingebracht, da nicht der Urtext nach unserer Rekonstruktion relevant wäre, sondern diejenige Textvariante, die den koptischen Übersetzern vorgelegen haben muss.

Die Konstruktion mit  $\epsilon\alpha\pi\tau\epsilon$  variiert vor allem in dem Parameter, ob sie mit oder ohne  $\pi\epsilon$  steht. Müller erkennt hier – wohl zu Recht – keinen funktionalen Unterschied. Seine Statistik (S. 161f.) zeigt vielmehr eine Abhängigkeit vom Quellenmaterial, dass nämlich Teile der Bibelübersetzung, besonders die Evangelien, grundsätzlich auf  $\pi\epsilon$  verzichten, während die meisten anderen sahidischen Texte  $\pi\epsilon$  eher setzen. Müller schwankt zwischen zwei Erklärungen, einerseits dass „the *pe*-less patterns might be assumed to be the outcome of a grammaticalization process leading to the deletion of the subject element“ (S. 166), andererseits dass „it is usually the older stage that displays the *pe*-less pattern with the younger version inserting the *pe*. [...] there might have been some ‚grammaticological unease‘ with the apparent violation of Coptic structural rules that led eventually to its amendment into a nominal sentence by inserting the *pe*“ (S. 167). Diese letztere Version würde ich mit Entschiedenheit unterschreiben: Die  $\epsilon\alpha\pi\tau\epsilon$ -Sätze folgten ursprünglich wohl dem im Koptischen opak gewordenen Bildungsmuster des Adjektivsatzes (siehe Gundacker 2010: 104f.). In der Bibelübersetzung, die den Beginn der koptischen Literatur darstellt, hat sich das noch erhalten. Später wurden die Sätze als Nominalsatz reinterpretiert, was die Einfügung eines  $\pi\epsilon$  zur Folge hatte.

Gegenüber der Syntax wird die Semantik nur knapp angesprochen (S. 168). Eine Untersuchung, welche Arten von „necessity“  $\epsilon\alpha\pi\tau\epsilon$  und die konkurrierenden Ausdrücke genau ausdrücken können, bleibt also noch zu leisten.

Elsa ORÉAL, „Noun phrase syntax and definiteness marking. A new explanation for the morphology of Earlier Egyptian participles“ versucht eine völlig neue Deutung der Morphologie ägyptischer Partizipien, und zwar sowohl der fallweisen Geminatio ( $mr \sim mrr$ ) als auch der nach traditioneller Analyse nur inkonsequent notierten Suffixe  $-w$  und  $-y$ . Dabei strebt sie eine Eins-zu-eins-Korrespondenz zwischen Form und Funktion an und möchte die bisherigen Annahmen von graphischer oder diachroner Variation überflüssig machen.

Anders als im Passiv ist beim aktiven Partizip die  $w$ -Endung generell selten, kommt aber vor. Von einigen wurde schon angenommen, dass sie eine Substantivierung des Partizips bezeichnen könne: „As a rule no ending is shown [sc. beim aktiven Partizip] [...]. Nevertheless sporadic writings point to the existence of a flexional ending  $-w$  or  $-y$  [...]. Such writings are especially apt to occur when the participle is used as a noun [...] and it might be thought that here some nominal formation is exemplified, not a participle.“ (Gardiner 1957: §359); Borghouts (2010: 265) spricht vom „substantival marking“ des

aktiven Partizips durch *-w*. Wenn auch von Oréal nicht zitiert, könnten diese Äußerungen ein Keim für ihre Versuche gewesen sein, dem Suffix *-w* eine konsistente Funktion zuzuschreiben. Laut Oréal bezeichne dieses Suffix eine „entity when it is used headlessly“ (S. 176, also wohl  $\approx$  substantiviert), eine „entity considered as a member of a class“ (S. 176, wohl ebenso gemeint), eine „quality with verbs that are not treated as statives“ (S. 177) oder eine „indefinite‘ form of the participle“ (S. 178). Diese ebenso breite wie schwammige Funktionsbeschreibung ist vielleicht doch etwas sehr „elusive“, um einen Begriff zu benutzen, mit dem sie einen traditionelleren Ansatz ablehnt (Anm. 6). In ihrem Belegmaterial gibt sie das (vermeintlich) substantiviert-indefinite (o.ä.) Partizip auf *-w* durch „someone (who)“ und das Partizip ohne *-w* ohne diesen Ausdruck wieder, z.B.: *jnk hzi.w n jt=f*, *jnk mr.y mw.t=f* „I was someone praised of his father, I was beloved of his mother“ (#15). Doch ist zuweilen auch bei Abwesenheit des *-w* eine Übersetzung mit „someone“ unvermeidlich (*jnk pr.y hrw n=f* „I was someone to whom invocation is offered“, #16), wo sie dann mit einem „problem of translation“ rechnet.

Oréal sagt, in der *jn*-Konstruktion stehe das unmarkierte Partizip ohne Geminatio oder *-w*-Endung (S. 175). Ersteres muss ein Versehen sein, denn die *jn*-Konstruktion mit geminiertem Partizip ist natürlich bestens belegt (auch ihre Beispiele #36, #42).

Die Geminatio beim Partizip (*mrr*) interpretiert sie als „definiteness marking“, jedoch: „This is not to say that a definite participle should go with a definite head [...] it is not the head whose referential status or definiteness matters, but rather the participle itself“ (S. 184). Dieses Konzept einer Definitheit von Partizipien unabhängig von der Definitheit des Bezugswortes ist bisher nicht bekannt und hätte einer genaueren Erläuterung bedurft. Wenigstens fallweise scheint sie in *mrr* so etwas wie ein restriktives und in *mrj* ein nicht-restriktives Attribut zu sehen (#34, #35), obwohl ihr Wortlaut gerade das Gegenteil aussagt (S. 187). Auch im (passiven) *mrr.w*-Partizip vermutet sie das erwähnte „indefinite“ *-w* (S. 190–192), obwohl dieses mit der „definiten“ Geminatio doch schwerlich zusammenpasst.

Sodann stellt sie die These auf, das ägyptische Pseudopartizip sei eigentlich mit dem Partizip identisch (S. 180–182), jedenfalls in der 3. Pers. sg. mask. (das Femininum muss sie denn auch „leave here aside“, Anm. 18). Um die seit über einem Jahrhundert fest etablierte Kategorie des Pseudopartizips aus der Ägyptologie zu tilgen, bräuchte es schon eine umfangreichere Argumentation. Es wird auch nicht beachtet, dass sich das (aktive) Partizip und das Pseudopartizip in der Vokalisation unterscheiden (kopt.  $\text{no}\phi\epsilon$  Partizip,  $\text{no}\phi\text{p}$  Pseudopartizip „gut“). Immerhin ist eine ursprüngliche Identität des *passiven* perfektischen Partizips mit dem Stamm des Pseudopartizips möglicherweise vertretbar und jedenfalls von Osing (1987: 352) schon einmal behauptet worden.

Auch für das Pseudopartizip versucht Oréal folgerichtig, eine Form mit und eine ohne *-w* funktional zu differenzieren, ohne allerdings auf die laufende Diskussion zur Morphologie des Pseudopartizips einzugehen. Die Argumentation zugunsten eines angeblichen Funktionsunterschieds ist hier noch zirkulärer als zuvor schon, da ausschließlich Belege vorgebracht werden, die beide Formen in nahezu identischem Kontext zeigen, wie *mk NN pr.y* „Here is NN having come“ (#22), *mk NN pr.i.w* „Here to you NN has come“ (#23).

Auch Relativformen werden als Partizipien bezeichnet (#47, #49, #50), ich weiß nicht, ob nur versehentlich, oder ob Oréal auch diese Kategorie mit dem Partizip gleichsetzen will (für die Unterscheidung beider wäre u.a. auf Allen 1984: §636 zu verweisen).

An das Ganze schließen sich weitere Spekulationen an, auf die ich nicht näher eingehen möchte (Definitivmarkierung im Ägyptischen mittels Akzent, S. 193; *-y* in Formen wie *mr.y* sei identisch mit der Nisba-Endung, S. 193f.; auch das Zweite Tempus *mrr=f* beinhalte die Definitiv-Gemination, und zwar im Sinne einer Topikalisierung, S. 196).

Dies ist nur eine preliminäre Studie, wie Oréal selbst sagt: „The analysis of participial morphology proposed here [...] lacks a proper discussion of the linguistic categories it uses [...]. I hope to give a more refined account of the relevant data in a future study“ (S. 197). Ich möchte hier anregen, bei eventuellen künftigen Forschungen die methodische Richtung zu korrigieren. Vielleicht ist ja an dem *-w* als Substantivierungsmarker des aktiven Partizips tatsächlich etwas dran. Wenn man dann aber auf damit unvereinbare Instanzen von *-w* stößt, sollte man lieber zusätzliche Kategorien heranziehen und somit ein mehrdimensionales Modell mit jeweils klar definierten Kategorien aufbauen, als sämtliche Vorkommen von *-w* in eine einzige und damit notwendigerweise schwammige Kategorie zu zwingen. Mindestens drei Dimensionen sind doch für die An- bzw. Abwesenheit des *w*-Suffixes zweifellos relevant, nämlich (1) die Aktiv-Passiv-Dimension: typischerweise *mrr* „der liebt“ vs. *mrr:w* „der geliebt wird“, dann – und zwar speziell bei der (2) Verbalklasse der infirmen Verben – der (3) Unterschied zwischen „einfachem“ und „merkmalhaftem“ (geminiertem) Partizip: typischerweise *mr.y* vs. *mrr:w* „der geliebt wird“ (vgl. etwa die Belege für Partizipien in Gardiner 1957 und Allen 1984). Auch vor der (4) Diachronie sollte man keine Angst haben, vielmehr hilft die Hinzunahme der diachronen Dimension erfahrungsgemäß dabei, die Morphologie der Sprache präziser zu fassen.

Die Funktion der Gemination ist zugegeben nicht ganz einfach zu greifen, auch aufgrund (von Oréal nicht thematisierter) orthographischer Unsicherheiten. Jedoch meine ich, dass schon eine Durchsicht der von Oréal beigebrachten Belege den traditionellen Ansatz im Sinne etwa einer „verbal plurality“ oder Pluraktionalität des *mrr*-Partizips eher bestätigt als die von ihr vermutete definite Funktion.

Die Studie „The verb *ib* and the construction *ib=f r sdm*. On modal semantics, graphemic contrasts, and gradience in grammar“ von Stéphane POLIS & Andréas STAUDER betrifft zwar eigentlich nur spezielle Lexeme, wirft aber dennoch ein bemerkenswertes Licht auch auf syntaktische Fragen. In dieser sorgfältigen Untersuchung wird, unter Heranziehung möglichst aller Belege, gezeigt, dass im Prinzip klar zu unterscheiden ist zwischen einem Verb *jb*  „to think, surmise“, dessen verbaler Charakter außer Zweifel steht, und dem Substantiv *jb*  „Herz“ in der Konstruktion *jb=f r sdm* „(sein Herz ist zum Hören =) er will hören“, wo trotz der europäischen Übersetzung prinzipiell ein Substantiv vorliegt. Zu dem ersteren Verb möchte ich noch anmerken, dass leider keiner der relativ wenigen Belege zu entscheiden erlaubt, ob ein verbum Ilae geminatae oder ein verbum IIIae infirmae vorliegt. A priori ist sogar das letztere wahrscheinlicher, weil terzinfirme Verben generell zahlreicher sind; ich würde daher bis auf weiteres *jb<sub>i</sub>* transliterieren. Die andere, häufigere Konstruktion *jb=f r sdm* ist nicht weniger als die nächste Entsprechung

zu unserem „wollen“ („the neutral and most frequent expression for willingness“, S. 211). Neben  $jb=f r sdm$  „er will hören“ kommt auch ein  $jb=f r N$  „er will N (haben)“ mit nominalem Komplement vor, was die Autoren ebenfalls ausführlich belegen (S. 215–217). Ich möchte noch anekdotisch hinzufügen, dass diese Konstruktion – also  $jb=j r=k/t$  – auch das beste ägyptische Korrelat zu unserem „ich liebe dich“ darstellt; in diesem Sinne sind die Beispiele #46 und #49 zu übersetzen.

Ganz so einfach ist die syntaktische Ansprache von  $jb=f r sdm$  dann aber doch nicht, denn die Autoren belegen mit 6 Beispielen eine merkwürdige passive Konstruktion  $jb(\text{𓂏})=tw r sdm$  „man will hören“ (S. 217–219), in der das Substantiv  $jb$  verbale Charakteristika annimmt: „semantics are seen winning over syntax in making the passivization of a non-verbal construction exceptionally possible“ (S. 221). Indem hier zugunsten einer „gradient category membership“, einer nur graduellen Zugehörigkeit dieses Ausdrucks zur Klasse der Verben argumentiert wird, ist dieser Artikel auch von allgemeinem linguistischen Interesse.

Wenn auch der Aufsatz vor allem beabsichtigt, die verschiedenen Kategorien auseinanderzusortieren, mögen sie in etymologischer Hinsicht doch wieder zusammenhängen. Die Autoren stehen nämlich der Vorstellung aufgeschlossen gegenüber, dass  $\text{𓂏}$  etymologisch von  $\text{𓂏}$  abgeleitet sein könnte (S. 206, 227). Eine Verbindung von „Herz“ und einem Konzept wie „denken“ ist in der Tat naheliegend, vgl. als europäische Parallele lateinisch *recordari* „sich erinnern“ von *cor* „Herz“. Und möglicherweise gehört das zwar nicht hier, aber von Polis (2009: 211–214) diskutierte Verb  $\text{𓂏}$  „wünschen“ auch noch irgendwie dazu.

Noch eine Randnotiz zu #23: In  $m^33-n=k$  steckt kein Dativpronomen, sondern es handelt sich um eine nachklassische Graphie für den status pronominalis  $m^3n=$  des Infinitivs von „sehen“. Zu dieser Form siehe Gardiner (1957: §299), Gundacker (2011: 58) sowie weitere Belege z.B. in HTBM III Tf. 28, Z. 9; Urk IV 243.6, 347.12, 445.16, 1280.8; Luiselli (2004: 69).

Der Beitrag von Sami ULJAS, „On Earlier Egyptian control constructions“ befasst sich wie der darauffolgende von Vernus mit der Situation, dass ein Subjekt an der Oberfläche unausgedrückt bleibt. Beide Beiträge sowie ein dritter von mir, auf den ich bei dieser Gelegenheit noch hinweisen darf (Peust 2007), ergänzen sich wohl sehr glücklich, denn damit liegen jetzt Untersuchungen von Nullsubjekten auf drei mehr oder weniger komplementären syntaktischen Ebenen vor, nämlich in – grob gesprochen – selbständigen Sätzen (Vernus), nichtinitialen koordinierten Sätzen (Peust) und subordinierten infiniten Ausdrücken (Uljas). Kommen wir speziell zu Uljas. Er nimmt sich ein in der Linguistik recht populäres Thema vor, das in der traditionellen Schulgrammatik jedoch keine Rolle gespielt hat und daher nicht jedem bekannt vorkommen wird, nämlich die Frage, wie das implizite Subjekt einer eingebetteten nichtfiniten Verbalform zu erschließen ist. Dafür kann es strikte Regeln geben, so in den deutschen Beispielen „ich will gehen“ (Subjekt von „gehen“ ist eindeutig *ich*) oder „ich verbiete dir zu gehen“ (Subjekt von „gehen“ ist eindeutig *du*). Uljas gelingt es, diese inspirierende Fragestellung auf gut verständliche Weise zu präsentieren und anhand eines breiten Belegmaterials für das Ägyptische zu erleuchten.

Die Ergebnisse sind leider etwas ernüchternd, doch die Schuld daran trägt wohl nicht Uljas, sondern die ägyptische Sprache. Es gibt nämlich, wie es scheint, wenige wirklich harte Regeln, oder in seinen Worten, die Kriterien sind „semantic rather than structural“ (S. 240). Selbst nach einem Verb wie *mrj* „lieben, wollen“ ist ein Infinitiv nicht zwingend mit diesem subjektsgleich: *mrw.t(j)=f(j) qrs=f* „der wollen wird, dass (andere) ihn bestateten“ = „der bestattet werden will“ (#47).

Das Subjekt der syntaktisch weitgehend gleichwertigen adverbialen Konstruktionen *hr* + Infinitiv („indem jemand macht“) und Pseudopartizip („indem jemand gemacht ist“) kann ebenfalls mit vielerlei Elementen des übergeordneten Satzes identisch sein. Uljas versucht aber den einen Unterschied zu begründen, dass das Subjekt eines übergeordneten Passivsatzes leichter als implizites Subjekt eines abhängigen Pseudopartizips fungieren könne denn als implizites Subjekt von *hr* + Infinitiv (S. 236, S. 253). Zwar muss er auch für letztere Situation Belege hinnehmen wie *gmj.n.tw=f hr c q* „he was found exiting“ (#92), glaubt jedoch, dass dies nur vorkomme, wenn das passive Matrixverb semantisch ein satzwertiges Komplement erfordert und nicht im Falle einer freieren semantischen Bindung („adjunct control“). Ich denke aber auch für diese Situation Belege beigebracht zu haben (Peust 2007: 214f.) und sehe mich daher gezwungen, diesen lobenswerten Versuch, einmal eine harte syntaktische Regel zu etablieren, zurückzuweisen.

Auch in der Konstruktion *r* + Infinitiv „um zu ...“ kann das gemeinte Subjekt des Infinitivs nicht etwa nur – wie normalerweise im Deutschen – mit dem Subjekt, sondern auch mit dem Objekt oder jedem beliebigen anderen Element des Matrixsatzes identisch sein (S. 236–240). Eine von Uljas nicht erwähnte Tatsache sei hier anhand einiger Beispiele noch nachgetragen, nämlich dass das implizite Subjekt dieser Konstruktion zuweilen überhaupt nicht vorerwähnt, sondern allein aus dem Kontext zu erraten ist: *jni.t r m33 nd.(t)-hr* „darbringen, um die Geschenke zu sehen“ (= damit der Grabherr die Geschenke sieht)“ (Wild 1939: Tf. 169 rechts; vgl. ebd. Tf. 164); *rdj.t zš n hm.w-k3 r m33* „Überreichen der Liste der Ka-Priester (sc. an die Grabherrin), um sie zu sehen“ (= damit die Grabherrin sie sieht)“ (Dunham & Simpson 1974: 9 und Fig. 3b); *nhp=k r smsm nfr.w=k* „du (Sonnengott) bist früh auf, um deine Schönheit zu preisen“ (= damit die Menschen deine Schönheit preisen)“ (pLeiden I 344 vs. IX 8 = Zandee 1992, III: 837 und Tf. 9); „ich machte ihm eine Harfe“ *r dw3 nfr.w hm=f* „um die Schönheit seiner Majestät zu preisen“ (= damit die Harfenspieler ... preisen)“ (Urk IV 174.16). Soweit ich sehe, kann das Subjekt in dieser Konstruktion niemals – etwa durch *jn* – explizit angegeben werden. Falls dies erforderlich wäre, weicht man auf das prospektive *sdm=f* aus.

Noch weitere Belege, wenn auch anders erklärt, liefert Gunn (2012: Kapitel 6), so sein ex. 7 (= Wild 1939: Tf. 171 links) *jni.t j3rr.[t] r hwj.(t)* „bringing grapes to be pressed“. Westendorf (1953: 140) diskutiert diese Stelle und bemerkt ganz richtig, dass man im Deutschen denselben Grad an syntaktischer Unbestimmtheit erzielt, wenn man mit einem nomen actionis statt mit dem Infinitiv übersetzt, also: „das Bringen der Trauben zur Auspressung“. In solchen Ausdrücken bleibt das gemeinte Subjekt völlig offen, denn sie fallen nicht mehr unter das Label einer grammatikalisierten „control construction“, und ebensowenig tut dies also offenbar auch *r* + Infinitiv im Ägyptischen. Aus all dem ziehe

ich das für Uljas vielleicht etwas enttäuschende Fazit: Im (älteren) Ägyptischen gibt es überhaupt keine control constructions!

Pascal VERNUS, „La non représentation segmentale du (premier) participant direct (« sujet ») et la notion de  $\emptyset$ “ ist eine grundlegende Untersuchung der Nichtmarkierung (oder: Markierung durch „zéro“) des Subjekts in einem Satz. (Zu Null-Objekten gibt es schon einen Aufsatz von Winand 2004; zu verschiedenen weiteren Arten von Ellipsis siehe jetzt auch Uljas 2014). Gemeint ist damit ein echtes sprachliches Fehlen und nicht die nur orthographische Unterdrückung wie etwa beim Suffixpronomen der 1. Pers. sg. Das Thema ist recht heikel, weil die aufgrund der defektiven Schrift sowieso schon beträchtliche Unsicherheit über die Morphologie in solchen Kontexten noch zunimmt, wo die Form des Subjekts für die Bestimmung des Satzmusters nicht zur Verfügung steht. Vernus gelingt es aber, das schwierige Thema anhand eines reichhaltigen, auch diachron weitgespannten Belegmaterials in großer Klarheit und Gründlichkeit zu erleuchten. Zunächst geht er die verschiedenen Satzmuster durch, in denen Nullsubjekte vorkommen können. Anhand gut ausgesuchter Belege werden die verschiedenen Konstruktionen vorgestellt. Dazu zählen Konstruktionen wie *sdm.n=∅*, Adjektiv- $\emptyset$ , *jw=∅* plus Adverbialie. Nur der ganz elementare Fall eines Verbalausdrucks ohne Tempusmarkierung oder Auxiliar (*sdm=∅*) bleibt zumindest zunächst ausgespart, vielleicht weil eine Abgrenzung zu alternativen Konstruktionen (*w*-Passiv etc.) zu schwierig erschien. Einzelne Beispiele für diese Situation erscheinen aber in den folgenden Abschnitten (#105, #181), und man hätte noch weitere hinreichend eindeutige Belege beibringen können wie z.B. *ntj.w n hpr=∅* „die nicht entstanden sind“ (Urk IV 7.6, 2027.9); *wh<sup>c</sup>=k st, dj=k zwr=∅* „du sollst sie (= die Rinder) losmachen und (sie) trinken lassen“ (Urk IV 1419.11); *jm hpi=∅ hr pr* „lass (sie) in die Kammer abgehen!“ (Altenmüller 1998: 161 und Tf. 49; vgl. ebendort die alternative Formulierung *jm hpi stp.wt* „lass die Fleischstücke abgehen!“).

Daraufhin wird die Referenzialität des Nullsubjekts im Kontext analysiert, ob es also koreferentiell mit einem vorausgehenden oder folgenden Element ist oder sich nur auf die allgemeine Sprechsituation bezieht. Der Fall eines kataphorischen Nullsubjekts, dem die Explikation nachfolgt, tritt häufig bei Subjekten mit Satzcharakter auf (S. 263f., 276f.), z.B. *jw=∅ mr.(w) rmm=s tw* „es ist schmerzhaft, dass sie dich beweint“ (#67). Es bleibt letztlich Geschmackssache, ob man dies mit Vernus als ein Nullsubjekt mit Explikation durch einen nachgeschobenen Ausdruck oder lieber als eine Rechtsverschiebung des Subjekts beschreiben möchte (also *jw mr.w [rmm=s tw]* anstelle des vermutlich ungrammatischen *\*jw [rmm=s tw] mr.w*). Jedenfalls ist eine Rechtsauslagerung satzwertiger oder langer Subjekte, sei es optional oder obligatorisch, aus vielen Sprachen geläufig, so auch aus dem Deutschen, wie die angegebene Übersetzung demonstriert. Auch die sporadischen Fälle, in denen *jw* vor einem Adjektivsatz vermutet wurde (z.B. von Borghouts 2010, I: 335) erklärt Vernus (S. 278) überzeugender als *jw – ∅ – Pseudopartizip – nachgestelltes Subjekt*.

Wie Vernus bemerkt (S. 291), lassen sich manche Fälle von „ $\emptyset$  non référentiel“ in negativem Kontext gut als „rien“ übersetzen. Ich möchte ergänzen, dass in positivem Kontext entsprechend eine Übersetzung als „etwas“ angebracht sein kann, so etwa in *ntj ∅*



„premier schème“ oder, bei Werning, die „emphatic construction proper“, ist das, was den Ägyptologen beim Stichwort der emphatischen Konstruktion als erstes einfällt: Dem Teilsatz mit „emphatischer“ Verbalform folgt ein adverbialer Ausdruck (entweder eine Phrase oder ein adverbialisierter Satz), auf welchem der Fokus liegt. Die Zeitlage der Gesamtkonstruktion ergibt sich aus dem Tempus des „emphatischen“ Erstteils, während das Tempus eines eventuell folgenden Adverbialsatzes relativ zu diesem zu verstehen ist, also Fälle wie *gmm=k sj qm<sup>3</sup>.n=s mw* „dass du sie (die Geschwulst) findest, ist, indem sie Wasser hervorgebracht hat“ (pEbers 871 = Grapow 1958: 393). Ganz neu ist Wernings sprachhistorische Erklärung dieser typologisch doch recht ungewöhnlichen Konstruktion: Er leitet sie aus der für das Ägyptische charakteristischen Struktur des Wechselsatzes her, also etwa \**gmm=k sj – gmm=k sj qm<sup>3</sup>.n=s mw* „wenn du sie findest, so findest du sie, indem ...“. Nach dieser Erklärung liegt also eigentlich ein NP-NP-Satz zugrunde, in dem die zweite NP zufällig noch eine eingebettete Ergänzung hatte, die erst nach der Tilgung einer der beiden identischen NPs mehr Gewicht bekam. Wenn dies stimmt, liegt also – wenigstens ursprünglich – gerade kein NP-AP-Satz vor, wie in der klassischen „Standardtheorie“ angenommen (Werning Anm. 47).

Das „second schème“, bei Werning „detached relative form construction“, besteht im Erstteil wiederum aus einem Teilsatz mit emphatischer Verbalform, im Zweitteil diesmal jedoch obligatorisch aus einem (Verbal-)Satz. In diesem Schema ist der zweite Teil als Hauptsatz zu verstehen, bestimmt die Zeitlage der Gesamtkonstruktion und wird durch den „emphatischen“ Erstteil nur adverbial näher bestimmt. Werning vergleicht dies mit geläufigen Partizipialkonstruktionen anderer (z.B. europäischer) Sprachen: *wbn.n=k ḥn<sup>h</sup>=sn* „you having risen, they will come to life“ (#3).

Die Vernus-Werning'sche Unterscheidung erscheint mir jetzt überzeugend, und ich meine sie noch durch ein morphologisches Argument unterstützen zu können. Beide Konstruktionen unterscheiden sich nämlich auch formal, wenn der zweite Teil negiert ist. Die „detached relative form construction“ negiert den zweiten Teil mittels der gewöhnlichen Verbalnegation: *msdd=f n jr i.n=f* „wenn er nicht will, dann tut er nicht“ (PT 412b). Hingegen wird in der „emphatic construction proper“ der Zweitteil – paradoxerweise – dadurch negiert, dass der *Erstteil* durch *n ... js* umschlossen wird: *n šm.n=k js mwt.tj* „du gingst nicht etwa, indem du tot bist (sondern indem du lebst)“ (PT 134a). Letztere Bildung, deren Funktion Gilula (1970: 208–211) als erster klar dargelegt hat, erklärt sich mit Werning daraus, dass die gesamte Konstruktion ursprünglich nur eine der beiden Konstituenten eines Wechselsatzes war und auf diese die nominale Negation *n ... js* angewendet wurde.

Auch wenn die ägyptische Syntax durch diese Differenzierung noch ein Stückweit komplexer wird als sie es jetzt schon ist, wird man in Zukunft wohl nicht umhin kommen, sich bei jeder „emphatischen Konstruktion“ zu fragen, welches der beiden Schemata denn vorliegt.

Jean WINAND, „When *and* meets *with*“. In vielen Sprachen ist ein Übergang der Präposition „mit“ zu einem Koordinator von Nominalphrasen zu beobachten, so auch im Ägyptischen. Winand untersucht speziell die Koordination von Subjekten im Neuägyptischen, die entweder asyndetisch oder mittels einer der Konjunktionen *ḥm<sup>c</sup>* oder *jrm* erfolgt, wel-

che beide auch für „mit“ stehen. Dabei versucht er auch eine Abgrenzung zwischen den Konzepten „und“ und „mit“ vorzunehmen, wobei jedoch nicht immer klar wird, ob und wie diese Unterscheidung im Ägyptischen selbst begründet ist oder ob wir die Unterscheidung nicht eher aus der Übersetzungssprache hineinragen.

Die asyndetische Koordination, in Winands neuägyptischem Korpus nicht mehr häufig, ist immer zusammenhängend („in situ“, wie ich es in Peust 2006 genannt habe), also etwa in der Form  $N_1 - N_2 - V$  (S. 346). Ich möchte hier noch bemerken, dass das erste von zwei asyndetisch koordinierten Substantiven vermutlich enttont war, wie wir aus der griechischen Wiedergabe Εστρηνις des Personennamens *Ns-Šw-Tfn.t* „Er-gehört-dem-Schu-und-der-Tefnut“ (Lüddeckens *et al.* 2000: 691) ablesen können. Die aus der Enttonung resultierende lautliche Verunklärung mag mit dazu beigetragen haben, dass diese Konstruktion schließlich aufgegeben wurde.

Die mit einer der Präpositionen *hn<sup>c</sup>* oder *jrm* markierte Konstruktion kann entweder in situ sein ( $N_1 -$  „mit“  $N_2 - V$ ) oder nicht ( $N_1 - V -$  „mit“  $N_2$ ). Das erstere ist ein klarer Fall von Koordination und wird mit Nominalphrasen verwendet, die „semantically tightly bounded“ sind (S. 347, ähnlich #55, #56).

Spannender ist die dislozierte Konstruktion  $N_1 - V -$  „mit“  $N_2$ , die weitaus häufiger vorkommt und semantisch zwischen „mit“ und „und“ schwebt. Es bereitet einige Mühe, hier zwischen Koordination und Komitativ zu unterscheiden. Wichtig finde ich Winands Beobachtung (S. 357f.), dass zumindest während einer bestimmten Sprachperiode der Unterschied zwischen *hn<sup>c</sup>* und *jrm* mit einem unterschiedlichen Negationsskopus korreliert, so etwa: *m-dy c<sup>h</sup>c=w m c<sup>h</sup>c nb hn<sup>c</sup> PN* „do not let them stand in any stand-by, and PN as well“ (#78, also: „PN auch nicht“), hingegen *hr jw bwpw=w qrs jrm p<sup>3</sup>=j jtj* „although they did not make the burial with my father“ (#83, also: mein Vater hat die Bestattung ausgerichtet). Hier würde ich tatsächlich mit Winand eine Basis für eine Unterscheidung zwischen Koordination und Komitativ sehen, die allerdings leider nicht für alle Perioden tragfähig sein kann, da während Winands Untersuchungszeitraum eine fortschreitende Ersetzung von *hn<sup>c</sup>* durch *jrm* stattfindet (Statistik auf S. 361f.).

Auf der Suche nach weiteren Kriterien will Winand, wenn mit *hn<sup>c</sup>* oder *jrm* verknüpfte Partizipianten im folgenden Satz durch ein pluralisches Pronomen fortgeführt werden, darin ein Argument zugunsten einer Koordination sehen („anaphoric continuity“, S. 354f.). Dieser Schluss ist falsch. Wenn wir etwa in pD’Orbiney 4.2 (LES 13.4) lesen: *wn.jn=f hr spr r p<sup>3</sup>=f sn c<sup>3</sup>, jw=sn mh r b<sup>3</sup>k* „dann gelangte er zu seinem älteren Bruder, und sie vertieften sich in die Arbeit“, sollte deshalb auch die Präposition *r* „zu“ eine koordinierende Funktion haben? Natürlich nicht. Vielmehr kann man im Ägyptischen wie in anderen Sprachen ein pluralisches Pronomen überall benutzen, wo inhaltlich mehrere Partizipianten im Spiel sind, gleichgültig ob diese zuvor schon einmal koordiniert wurden oder nicht.

Präpositionalkomplemente koordiniert man im Ägyptischen entweder in der Form (A) Präp –  $N_1$  – Präp –  $N_2$  (mit Wiederholung der Präposition), (B) Präp –  $N_1$  –  $N_2$  (asyndetisch) oder (C) Präp –  $N_1$  – „mit“  $N_2$  (Winands Beispiel #21, unter dem falschen Heading untergebracht). Wie ich meine, wird die Konstruktion C vor allem als ein Substitut anstelle der Konstruktion B gebraucht in dem Fall, dass einer der Koordinanden pronominal ist, denn das Asyndeton eines Pronominalsuffixes und einer vollen Nominalphrase wird



- Hintze, Fritz. 1952. *Untersuchungen zu Stil und Sprache neuägyptischer Erzählungen*, Berlin.
- HTBM III = *Hieroglyphic Texts in the British Museum III*, London 1912.
- Loprieno, Antonio. 1991. Focus, mood, and negative forms: Middle Egyptian syntactic paradigms and diachrony, in: *Lingua Aegyptia* 1, 201–226.
- Lüddeckens, Erich et al. (Hrsgg.). 2000. *Demotisches Namenbuch*, 3 Bde., Wiesbaden.
- Luiselli, Maria M. 2004. *Der Amun-Re Hymnus des P. Boulaq 17 (P. Kairo CG 58038)*, Wiesbaden.
- Montet, Pierre. 1930/1935. Les tombeaux de Siout et de Deir Rifeh, in: *Kēmi* 3, 45–111.
- Müller, Matthias. 2011. Die ultimative Grammatik des Sahidischen? Generelles und Marginales zur 3. Auflage von Laytons *A Coptic Grammar*, in: *Lingua Aegyptia* 19, 251–285.
- Osing, Jürgen. 1987. Die Partizipien im Ägyptischen und in den semitischen Sprachen, in: Jürgen Osing & Günter Dreyer (Hrsgg.), *Form und Maß, Festschrift für Gerhard Fecht*, Ägypten und Altes Testament 12, Wiesbaden, 337–360.
- 1992. Zu einigen magischen Texten, in: Ulrich Luft (Hrsg.), *The intellectual heritage of Egypt. Studies presented to László Kákósy*, Budapest, 473–480.
- Peust, Carsten. 2002. Objektspronomina im Ägyptischen, in: *Lingua Aegyptia* 10, 309–333.
- 2006. Zur Syntax der Koordination ägyptischer Nominalphrasen, in: *Zeitschrift für ägyptische Sprache und Altertumskunde* 133, 175–180.
- 2007. Ellipsis of shared subjects and direct objects from subsequent predications in Earlier Egyptian, in: *Journal of Egyptian Archaeology* 93, 211–222.
- Polis, Stéphane. 2009. Interaction entre modalité et subjectivité en néo-égyptien, in: *Lingua Aegyptia* 17, 201–229.
- Quack, Joachim F. 1992. *Studien zur Lehre für Merikare*, Göttinger Orientforschungen, Reihe IV: Ägypten 23, Wiesbaden.
- Satzinger, Helmut. 1993. „Emphase“ oder die Rhematisierung eines adverbialen Komplements im Ägyptischen, in: *Wiener Zeitschrift für die Kunde des Morgenlandes* 83, 189–206.
- Shisha-Halevy, Ariel. 2007. *Topics in Coptic syntax: Structural studies in the Bohairic dialect*, Orientalia Lovaniensia Analecta 160, Löwen.
- Uljas, Sami. 2014. Various sorts of nothing, in: *Lingua Aegyptia* 22, 215–230.
- Vernus, Pascal. 1981. Formes ‚emphatiques‘ en fonction non ‚emphatiques‘ dans la protase d’un système corrélatif, in: *Göttinger Miscellen* 43, 73–88.
- Westendorf, Wolfhart. 1953. *Der Gebrauch des Passivs in der klassischen Literatur der Ägypter*, Berlin.
- Wild, Henri. 1939. *Le tombeau de Ti, I: Les approches de la chapelle*, Mémoires publiés par les membres de l’Institut français d’archéologie orientale du Caire 65, Kairo.
- Wilson, Marvin R. 1970. *Coptic future tenses: Syntactical studies in Sahidic*, Den Haag.
- Winand, Jean. 2004. La non-expression de l’objet direct en Égyptien ancien, in: *Lingua Aegyptia* 12, 205–234.
- Zandee, Jan. 1992. *Der Amunhymnus des Papyrus Leiden I 344, verso*, 3 Bde., Löwen.